

Ritter

Homburg vom Hils

oder

Rache und Vergeltung

Historisch-romantisches Gemälde aus den
Zeiten der Kreuzzüge

von
Franz Theodor Wangerheim



DIESER DRUCK DIENT AUSSCHLIESSLICH DER
ESOTERISCHEN FORSCHUNG UND
WISSENSCHAFTLICHEN
DOKUMENTATION.

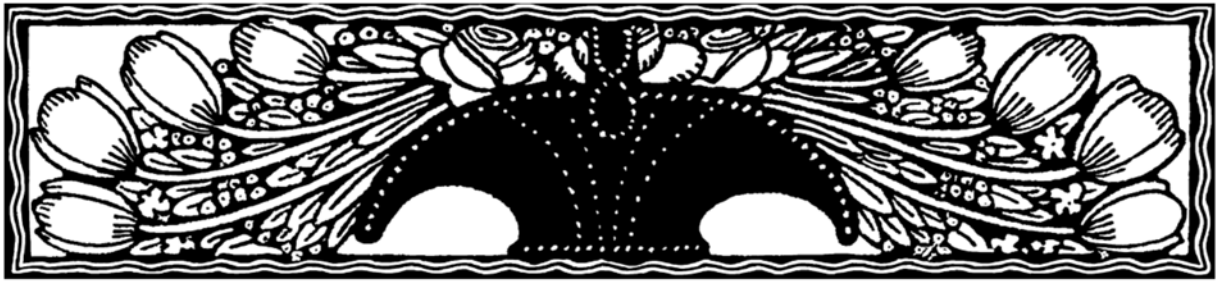
Für Schäden, die durch Nachahmung entstehen, können weder Verlag
noch Autor haftbar gemacht werden.

© Copyright: Irene Huber, Graz 2018
Verlag: Edition Geheimes Wissen
Internet: www.geheimeswissen.com



Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck und jegliche Wiedergabe durch jedes bekannte, aber auch heute noch unbekannte
Verfahren, sowie jede Vervielfältigung, Verarbeitung und Verbreitung (wie Photokopie,
Mikrofilm oder andere Verfahren unter Verwendung elektronischer Systeme) auch
auszugsweise als auch die Übersetzung nur mit Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-903241-07-7



1.

Düster und mit dem Schicksal grollend schritt der Graf von Homburg in dem großen Rittersaal seines Schlosses auf und nieder. Wenige graue Locken hingen matt an den Seiten des altersschweren Hauptes herab. Der kalte Nordwind stahl sich durch die schon ziemlich wandelbar gewordenen Bogenfenster und kühlte des Ritters zorngerötete Stirn, aber er fühlte es nicht. Sein Verdruss über den Verlust des letzten Goldes, welches er der Alchemie im törichtem Wahn zum Opfer gebracht hatte, machte ihn unempfindlich gegen die Außenwelt. Nur mit seiner Lieblingsneigung beschäftigt, war ihm jetzt alles gleichgültig geworden, was nicht Gold hieß, und eben wurde ihm das letzte Mittel entrissen, zum schön geträumten Ziel zu gelangen. Endlich stand er vor einer schwarzen Rüstung still, sah sie lange mit wehmütigen Blicken an und wie einen vertrauten, lange entbehrten Freund ergriff er das mächtige Schlachtschwert, das, nebst Speer und Kolben, daneben hing.

„Als ich Dich noch führte“ — sprach er, und eine Träne stahl sich unter den buschigen Brauen hervor — „da war es anders! Damals brauchte ich nicht wie heute nach einem Humpen edlen Rebensaftes zu dürsten, nicht so einsam in dem alten Gemäuer zu schleichen und das geheimste Schaffen

der Natur zu erforschen, um Gold zu erringen. Froh erwachte ich damals von des Hufthorns munterem Laut geweckt; Du, mein gutes Schwert, prangtest an dem kräftigen Jüngling, hoch auf meinem Rappen sahst Du mich als Mann, warst mir treu in manchem herrlichen Turnier, wie im heißen Kampf; aber hin ist hin — dieser morsche Greisenarm kann Dich nicht mehr schwingen, wir sind getrennt auf immer!“

Mit einem tiefen Seufzer hing er das Schwert wieder neben die Rüstung und wollte eben eine Träne von dem Eisen wischen, welche ihm entfallen war, als ein Rostfleck ihm ins Auge fiel, den er vorhin nicht bemerkte. „Bist Du *noch* da?“ fragte er grimmig durch die Zähne murmelnd, „bist Du noch nicht verwischt, Zeuge meines Frevels? Kann Dich nichts von hinnen bannen?“

Starr sah er auf den Fleck und als zöge eine schadenfrohe Hand den dünnen Schleier vor der blutigen Vergangenheit hinweg, so traten längst verloschene Bilder vor seine Seele. Rächend erhob sich das Gewissen mit erneuter Kraft in seiner Brust und zeigte ihm, was er getan. Sein Kopf senkte sich tiefer und tiefer auf die keuchende Brust nieder, dass starre Auge sah nicht mehr die äußeren Gegenstände und beide Hände auf das schmerzerfüllte Herz gepresst, stand der Ritter lange da, bis ein tiefer Seufzer ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten weckte. Er fuhr mit der flachen Hand über das Antlitz, als wolle er damit die hässliche Erinnerung verwischen.

„Franz!“ rief er plötzlich fast kreischend und wie gebannt konnte er den Fuß nicht heben, um das Schwert, den blutigen Zeugen seiner Schuld, zu verlassen.

Ein alter Knappe trat ein.

„Nimm das Schwert“, sagte der Ritter darauf hindeutend, und der vorgestreckte Finger bebte wie sein Herz, „vertilge den Flecken, der den blanken Stahl entstellt.“

Franz trat näher.

„Den Fleck, edler Herr“, erwiderte der Alte, „kann ich nicht vertilgen. Ich habe mir die Hand schier blutig gerieben; aber er blieb, wie er war. Befehlt Ihr, dass ich den Stahl samt dem Flecken wegschleife, wohl, dann wird er vertilgt sein; aber auf andere Weise geht es wahrlich nicht!“

„So lass ihn!“ sagte kurz abbrechend der Ritter. — „Hast Du noch Wein?“ fragte er hastig.

„Nur für Euch, edler Herr“, sagte Franz, „habe ich noch ein Fässchen gespart. Ich wusste es wohl“, fügte er selbstgefällig hinzu, „dass der geringe Vorrat bald zur Neige gehen würde, und habe ihn dem Junker entzogen, um ihn für Euch zu bewahren.“

Franz eilte hinaus. Der Graf setzte sich an den mit Schnitzwerk verzierten Tisch und in durstigen Zügen leerte er den vollen Humpen. Der Diener füllte ihn noch einmal.

„Ist Heinrich noch nicht zurück?“ fragte der Graf.

„Nein, edler Herr“, erwiderte der Alte.

„Es ist wohl schon spät?“ fragte nach einer Pause wieder der Graf. — „Aber was kümmert es den Wilden“, fügte er hinzu, „ob der Vater so einsam ist oder nicht, wenn er nur dem Waidwerk frönen kann!“

„Seid nicht ungehalten auf ihn, Herr Graf“, bat Franz den Zürnenden, „lasst ihm die Freude, sie ist eines Ritters würdig. Er ist jung. Vieles muss er entbehren, was wohl für seinen Stand passte, und wenn ihm der Spiegelberger nicht die Wildbahn geöffnet hätte, so müsste er wohl gar die Kunkel zur Hand nehmen, um die Langeweile zu töten.“

Ein strafender Blick des Grafen gebot dem Diener Schweigen. Der Graf schwieg ebenfalls und die Stille war dem Herrn so wie dem Diener peinlich. Der Erstere ertränkte seine üble Laune im Wein, den er, ungeachtet des geringen Vorrats, in beinahe zu reichlichem Maße genoss. Lautes Rü-